

Blätter aus Krain.

Beilage zur Laibacher Zeitung.

No. 52.

Sechster Jahrgang.

27. Dezember 1862.

Aus der Gegenwart.

Wer liebt noch Poesie in uns'ren Tagen?
Wer läßt sich noch von ihrer Macht bezwingen?
Doch mag sein Wort auch ungehört verklingen,
Der Dichter hat deshalb noch keinen Grund zu zagen.

Wenn er der Seele Jubel, ihre Klagen
Gen Himmel sendet auf des Liebes Schwingen,
Fühlt er der Gottheit Hauch sein Herz durchdringen,
Und seinen Lohn hat er davon getragen.

Mein ganzes Mitleid gilt nur dem Geschlechte,
An dem verloren sind des Dichters Spenden,
Und dem der Stern erlosch der ird'schen Nächte!

Das, um sich eitlem Truge zuzuwenden,
Die heilige Quelle, die ihm Labung brächte,
Trücht verschüttet mit den eignen Händen.

Betty Laoli.

Das Goldstück der Tochter.

(Schluß.)

Lesebre fuhr sich mit der Hand durch das gelockte Haar, daß es sich wild emporsträubte, dann schritt er rasch durch die Stube, blieb bei dem Tische stehen und langte nach dem Weinglase. Er führte es jedoch nur an den Rand der Lippen und schleuderte es gleich darauf in einen Winkel, daß die Scherben umhersprangen.

„Ihr Wein wird mir zum Gifte!“ rief er. „Er ist ein Verräther, erst zaubert er mir die süßesten Bilder vor die Seele, dann nennt er mich einen Verbrecher. Und wie kann's auch anders sein?“ fuhr er verzweiflungsvoll fort; „will ich zur schönen Erinnerung emporsteigen, muß ich über die Leiter meines bisherigen Jammerlebens hinauffklettern und denselben Weg wieder zurückmachen. Für mich gibt's keinen Ruhepunkt!“

„Sie sagten aber, Sie hätten eine Tochter, die ein Engel —“

„Das ist sie auch. Schon bei der Mutter Lebzeiten hatte sie sich um Arbeit umgesehen, nach ihrem Tode arbeitete sie ewig fort, sowie ich unausgesetzt fortspielte. Ich wollte meine Habe um jeden Preis zurückgewinnen und verlor endlich den letzten Louis'dor. In wilder Verzweiflung kam

ich nach Hause. Nur einen Louis'dor! schrie ich, und ich will mir wieder helfen. Das gute Kind begann nun mit verdoppelter Kraft zu arbeiten, es opferte die Nächte und zehrte dabei ab; die edle Tochter sparte sich's zugleich vom Munde ab und rastete nicht eher, als bis sie mir den Louis'dor eingebändigt hatte. Und nun erst folgte meine Strafe, die ich wie ein Verdammter aussehe. Mit diesem Louis'dor begann ich wieder zu spielen und gewann eine nicht unbedeutende Summe. Sie schien mir aber noch immer zu klein, um mit ihr etwas unternehmen zu können; ich spielte weiter und verlor am Ende Alles wieder, bis auf das Goldstück meiner Tochter. Dieses setzte ich denselben Abend nicht mehr auf die Karte; am folgenden Tage gewann ich wieder, am nächsten verlor ich abermals. Und ich muß meine Habe wieder zurückgewinnen. Dieses rastlose Treiben aber ist mein Fluch. Mein Kind ernährt mich. Unter Tags ist mein Geist stumpf, mein Körper matt, ich bin zu jeder Arbeit unfähig. Aber wenn die Nacht anbricht, beginnt ein neues Leben in mir, ich muß zum Pharaonische, heute gewinne ich, morgen verliere ich; doch das Goldstück meiner Tochter darf nicht verloren gehen, am nächsten Abende bringt es wieder Glück. Ich fühl's, es ist das Blutgeld eines Waisenkindes, mit dem der Gerechte in seinem Zorne mich schlägt, und ich kann der Strafe mich nicht entziehen, ich muß sie dulden, bis dieser elende Körper in sein Nichts zurückfällt.“

„Sie sollten aber neu aufleben, Sie und Ihre edle Tochter!“ rief ich jetzt, Alles um mich her und mich selbst ganz vergessend, „ein braver Mann liebt Ihre Tochter und will sie zur Gattin.“

Wie aus einem Traume erwachend, fuhr Lesebre bei diesen Worten heftig zusammen, fixierte mich dann verwundert an und fragte langsam: „Woher kennen Sie meine Tochter?“

Ich wurde verlegen.

„Um, vom Begegnen auf der Gasse. Aber nicht ich — mein Freund.“

„Wer ist Ihr Freund?“

„Er hatte ein Mal die Ehre, sich Ihnen zu präsentieren. Er wollte Ihrem Fräulein Tochter Arbeit bringen —“

„Aha, ich erinnere mich. Und sie sind sein Brautwerber? Wo ist Er?“

„Er mußte nach Deutschland zurückkehren, wohin auch ich in Kurzem ihm folgen werde.“

„Hören Sie, mein Herr. Ich und meine Tochter sind Bettler. Alice aber will eben so wenig wie ich ein Almosen von Fremden annehmen. Sie hat mir bereits von Ihres Freundes Werbung erzählt; sie erkennt mit Dank sein redliches Gefühl, will aber bei ihrem Vater ansharren, mit dem sie auch in Armuth sterben will, wenn das Schicksal ihm das Verlorne nicht wieder zurückgibt. Sie hat mir dieß freiwillig zugesagt, und darum durfte ich auch Ihren Freund zum Besuche unseres Hauses nicht aufmuntern.“

„Herr!“ rief ich erschüttert, „lassen Sie diesen falschen Stolz, Sie sind Gott dafür verantwortlich, daß Sie Ihre Tochter nicht hilflos in der Welt zurücklassen. Sie klagen sich eines Verbrechens an und sind im Begriffe, ein zweites gegen Ihr unschuldiges Kind zu begehen, dem Sie zur Dankbarkeit verpflichtet sind. Lassen Sie mich meine Werbung bei Ihrem Bräulein Tochter selbst anbringen, und erst Alicens Aussprüche werde ich mich fügen. Doch Sie müssen zuvor noch Ihr Kind zu überzeugen suchen, daß dessen Glück auch das Ihre ist.“

Der Mann schwieg einen Augenblick, während er nachzudenken schien, dann sagte er ruhig: „Suchen Sie mich in drei Tagen in meiner Wohnung auf, wir wollen bis dahin die Sache in Erwägung ziehen und Sie sollen dann die Antwort erhalten.“

Mit diesen Worten verabschiedete er sich von mir, und ich ging in großer Bewegung nach Hause.

Mit heißer Ungeduld erwartete ich den dritten Tag. Er kam, und ich slog mehr als ich ging in die Vorstadt Saint Antoine.

Ich öffnete die Thüre von Lefebres Wohnung und prallte erschrocken zurück. Von brennenden Wachskerzen umgeben, lag er bleich und starr da — eine Leiche, und zu seinen Häupten kniete Alice in Schmerz aufgelöst und ihre Bekannten umstanden den Todten in stiller Theilnahme.

Lefebres Ende war auf eine eigenthümliche, mit seinem Leben jedoch übereinstimmende Weise herbeigeführt worden. Er hatte am Abende nach unserem Beisammensein, in Gegenwart seines Freundes, bei dem er jedes Mal vor dem Spiele seinen Thee einnahm und der ihn diesmal begleitet hatte, abermals in gewohnter Weise gespielt. Dießmal aber hatte ihn das Glück ungemein begünstigt, und das Goldstück seiner Tochter, das er gestern wieder übrig behalten, hatte, wie noch nie zuvor, ihm heute einen reichen Gewinn eingebracht. Durch diesen Erfolg kühn gemacht, begann er wieder hoch zu spielen und das Glück verfolgte ihn nun im wahren Sinne des Wortes. In seinem freudigen Laune vergaß er alle Vorsicht, und ohne mehr zu überlegen, rief er, das ihm lächelnde Glück verwegen in die Schranken fordernd, mit wildmuthiger Stimme: „va banque!“ und Fortuna leerte willig ihr Füllhorn über den verzweifelten Spieler aus. Die Karte wurde umgewendet — Lefebre hatte die Bank gesprengt! Dieß übersstieg seine Kräfte, dieser plötzliche Glückwechsel nach den Jahren des Glends, Kummers und der Gewissensbisse wirkte so erschütternd auf seine an-

gespannten Nerven, daß er augenblicklich bewußtlos zusammenstürzte. Sein Freund sorgte dafür, daß ihm schnell ärztliche Hilfe geleistet und sein ungeheurer Gewinn in Sicherheit gebracht wurde; allein seine Lebenskraft war gebrochen, er hatte nur mehr Zeit, sich mit dem Himmel auszuföhnen und seine lehtwilligen Anordnungen zu treffen. Zwei Stunden nach seinem Siege an der Pharaobank, den er dem redlich erworbenen Goldstücke seiner Tochter zuschrieb, hatte er seinen Geist ausgehaucht und sein Kind zur Erbin dieses beträchtlichen Gewinnes gemacht.

Als der Anstand es erlaubte, brachte ich bei der nun wohlhabenden Waise die Werbung im Namen meines Freundes vor, ohne jedoch mit meinem Antrage zu reussiren, da, wie sie offen gestand, sie für seine Person keine Zuneigung zu fassen im Stande war. Aber wider Vermuthen wurde ich nicht ungeru gesehen; wie die Weiber nun sind, daß oft ein einzelner Charakterzug zündend auf sie wirkt, so hatte ihr meine Treue gegen den Freund imponirt, während zugleich ihr weiblicher Scharfblick mich durchschaut und meine Neigung für sie entdeckt hatte. Ich konnte nun mit gutem Gewissen mich um ihre Hand bewerben, denn ich hatte der Freundespflicht redlich Genüge geleistet, und Alice machte mich zum glücklichsten Gatten auf Erden, nachdem sie schriftlich meinem Freunde für seinen redlichen Antrag gedankt hatte.

F. Rd.

Ueber den Verfall der Gemüthlichkeit.

Häufiger und häufiger läßt sich die Klage vernehmen, daß die Gemüthlichkeit im Verfall begriffen und theilweise bereits aus dem Leben verschwunden sei. Die Klage selbst ist durch das Vorhandensein der leidigen Thatsache berechtigt, aber die Wenigsten derer, die da klagen, stellen eine ernste Selbstschau an, sonst würden sie gewahren, daß sie mehr oder minder selbst mitarbeiten am Ruin, und größere oder geringere Schuld tragen an dem abstoßenden, herzlosen Geschehen der Gesellschaft.

Worin ist sonach der Grund des Verfalls der Gemüthlichkeit zu suchen?

In der epidemisch um sich greifenden Unzufriedenheit mit dem durch Geburt und Verhältnisse angewiesenen Stande.

Jeder glaubt sich für Höheres befähigt und überspringt die Schranken seines Wirkungskreises.

Der Handwerker will kein Handwerker mehr sein, er fühlt sich zu großen Unternehmungen und Spekulationen berufen; der Krämer schmachtet nach der Stellung des Großhändlers; der Dekonom spürt etwas von dem Geiste eines Finanzministers in der Brust und durch das Hirn des Kadetten zuckt die Idee vom Verufe eines Kaisers.

Kann in einer Gesellschaft, welche durchaus aus Mißvergünstigten besteht, die Gemüthlichkeit wohnen? Muß nicht dort, wo es Jedem nach dem glänzenderen Standpunkt des

Andern gelüftet, wo die Herzen insgesammt vom verzehrenden Sehnen nach Rang und Würde gefoltert werden, Neid, Trug und Bosheit zu Tage treten? Muß nicht die Sucht, sich höher emporzuschleunigen, den sichern Schritt durchs Leben gefährden? Darf der Schwindelnde sich zu behaupten hoffen? Ist nicht der gleißende Schein des wahren Glückes Grab?

Fassen wir einige Momente wie sie die Gegenwart bietet, ins Auge.

Der schlichte Gewerbsmann hat durch Fleiß und Geschick sich eine behäbige Lage verschafft — er ist jedoch unzufrieden mit seinem Stande, ihm genügt nicht die Achtung, auf welche er als ehrlicher Mann Anspruch zu machen berechtigt, er freut sich nicht dessen, was er erworben, sondern kränkt sich, nicht auf der Höhe zu stehen, welche Andern beschieden. Er vernüchelt einen Beruf, der ihm so viele Mühen verursacht und mit ungenügenden Erfolgen gelohnt. Er hat einen Sohn und eine Tochter. Der Erstere muß studiren, die Letztere für eine gnädige Frau sich bilden. Das durch jahrelange Anstrengung Ersparthe wird flott und der Sohn, der vom Vater den Handwerksstand verachten gelernt hat, blüht zum dünkelfhaften Cavalier empor. Er überträgt die Geringschätzung der elterlichen Handthierung auf die Eltern selbst, er stellt seine Forderungen höher und höher, und rechtfertigt dieselben durch den Hinweis auf seine Stellung. Hatte Anfangs der Vater aus Eitelkeit in die Befriedigung der standesgemäßen Bedürfnisse seines Sproßlings gewilligt, so muß er schließlich, will er nicht alle Pläne vereitelt und den Goldjungen auf der Fahrt nach Rang und Würde schmählich scheitern sehen, das Letzte opfern.

Das Töchterlein macht vorwiegend der Mutter schwere Stunden. Die herankommende Dame lernt tanzen, singen, musizieren und klärt ihren Geist durch französische Romane. Sie weiß von Theatern, Konzerten und Bällen Vieles zu erzählen, aber um Küche und Wäsche kümmert sie sich nicht. Ihre zarten Hände schweben allerliebste über die Tasten des Piano's, aber für häusliche Arbeit sind sie natürlich nicht verwendbar. Sie bildet sich ja eben für Höheres aus und der Mutter liegt es ob, ihre Tochter zu bedienen.

Nun kommt aber die Anstellung für den Sohn nicht so bald, als gehofft und geträumt worden war und endlich langt der wirklich errungene Gehalt für den verwöhnten jungen Mann nicht aus.

Für die Tochter andererseits will kein reicher Freier sich melden und zur Ehe mit einem Gewerbsmanne ist sie nicht erzogen und auch nicht geeignet.

Ist es möglich, daß unter solchen Verhältnissen nunmehr Vater und Sohn, Mutter und Tochter sich glücklich fühlen?

Der Vater würde, wenn er die Vortheile seines Handwerks nicht verkennend, seinen Sohn für dasselbe gebildet hätte, in alten Tagen einen tüchtigen Gehilfen gefunden, die Mutter, wenn sie ihrer Tochter eine bürgerliche Erziehung beigebracht hätte, als gebrechliche Matrone eine liebevolle Pflegerin gewonnen haben. So ringen die hochbetagten

Eltern mit Entbehrung und Noth und ernten von den Kindern Schmach und Hohn.

Wie elend aber endlich ist das Ende dieser Kinder!

Kann unter solchen Verhältnissen die Gemüthlichkeit gedeihen? Können mit sich selbst zerfallene Menschen es gut mit andern meinen? Kann, wo das Einkommen den eigenen Bedürfnissen nicht entspricht, selbst dort, wo das Herz noch nicht völlig verhärtet, von einer werththätigen Linderung fremder Leiden die Rede sein? Muß nicht der schroffste, ausschließendste Egoismus zur Herrschaft gelangen? an die Stelle der Gemüthlichkeit die herzloseste Schadenfreude treten?

Jeder Stand hat seinen Werth, und in jedem Stande läßt sich Ersprießliches, ja verhältnißmäßig Großes leisten. Kein Stand verdient Verachtung und er wird sie auch nicht ernten, so lang er sich nicht selber aufgibt. So lächerlich der Stolz auf eine Handthierung sein mag, so gerechtfertigt bleibt jedoch das Selbstbewußtsein des wahren Mannes. Die sogenannten bevorzugten Stände würden gewiß nicht so wegwerfend von den bürgerlichen Leuten sprechen, wenn diese nicht durch Wort und That, durch schlechtverhehlten Neid und lächerliche Nachäfferei täglich und stündlich den Beweis liefern würden, daß sie gar so gern auch etwas Höheres sein und in „Noblesse“ machen möchten.

Kann endlich von einer wohlwollenden Annäherung der Stände die Rede sein, wenn Einer im Andern seinen Todfeind wittert?

Aber, wird man einwenden, soll ein großes, für Höheres berufenes Talent in der Handwerksstube verderben? Nichtiger Einwand!

Das wahrhaft große Talent wird unter allen Verhältnissen Ersprießliches leisten und auch die Handwerksstube hat Raum genug für geistiges Gebaren! Auch dem Gewerbsmanne kommen Einsicht und Kenntniß zu Statten und es gibt nichts Sehnsüchtiger zu wünschen, als die Beseitigung des Wahnes, daß die Bildung mit der Arbeit unverträglich und die Würde nur durch Sichbedienenslassen bedingt sei.

Das von der Natur erhaltene Pfund läßt auch im sogenannten miserabelsten Geschäfte sich verwerten.

Es pflüge Jeder das ihm durch Geburt und sonstige Verhältnisse angewiesene Terrain mit Lust und Liebe, Ausdauer und Unverdroßtheit; finde Befriedigung im echten Mannesstolze und fülle den Platz, auf dem er steht, ganz und ehrlich aus.

Er trachte in redlicher Weise zu erwerben und lebe seinem Einkommen gemäß; er suche sein Eigen zu vermehren, aber blicke nicht neidisch empor nach Jenen, die höher stehen und opfere nicht schwindelnd der Wahrheit den Schein.

Dann, aber auch nur dann allein, werden Wohlbehagen und Zufriedenheit zurückkehren, das von überflüssigen marternden Sorgen befreite Herz wird dem Mitgeföhle für fremdes Leiden, der Freude am fremden Glücke von Neuem sich erschließen und das Reich der Gemüthlichkeit wieder auf Erden sein.

Wie sich ein Rothschild rächt.

Das Londoner Haus Rothschild wollte eines Tages einen auf sein Frankfurter Haus gezogenen Wechsel bei der Bank von England diskontiren lassen, derselbe wurde aber mit dem Bemerkten zurückgewiesen, die Bank diskontire niemals Papiere von Privaten, sondern nur ihre eigenen. „So, so, von Privaten!“ nälste Baron von Rothschild, als ihm der Bescheid überbracht wurde, „wollen den Gentlemen zeigen, welche Sorte von Privaten wir sind!“ Er ließ drei Wochen lang so viel Fünfpfundnoten in England und auf allen europäischen Handelsplätzen einwechseln, als nur zu haben waren, erschien dann eines Morgens in aller Frühe an der Kasse der Bank und nahm eine Fünfpfundnote aus seinem Portefeuille, für welche ihm ohne Weigern fünf Sovereigns ausgezahlt wurden. Der Kassier wunderte sich nur darüber, daß der Herr Baron sich wegen solcher Kleinigkeit persönlich bemühe. Dieser untersuchte jedes Geldstück genau und that es dann in einen mitgebrachten Leinwandbeutel, worauf er eine zweite, eine dritte, eine zehnte, eine hundertste Fünfpfundnote hervorzog und gegen Gold auswechselte. Nachdem das erste Portefeuille geleert und der erste Beutel gefüllt ist, überreicht ein Livreebedienter dem Herrn Baron ein zweites Portefeuille und einen zweiten Beutel, und dieses langweilige Manöver wird sieben volle Stunden, bis zum Schlusse des Bureau's fortgesetzt, wo der Banquier 4200 Pfd. Sterling umgewechselt hatte. Da aber neun seiner Kommiss den ganzen Tag in gleicher Weise bei sämtlichen neun Filialkassen der Hauptstadt beschäftigt gewesen waren, so folgt daraus, daß das Haus Rothschild etwa 42.000 Sovereigns aus der Bank gezogen hatte. Am ersten Tage lachte man über die kleine Malice des Barons. Als das Manöver sich aber am nächsten Tage wiederholte, lachte man schon weniger. Die Heiterkeit legte sich vollends, als der Fürst der Banquiers sagte: „Die Herren von der Bank wollen meine Papiere nicht nehmen, das steht ihnen frei, aber ich bin auch nicht gezwungen, die ihrigen zu behalten. Sagen Sie ihnen, daß das Umwechslungsgeschäft ungefähr zwei Monate fortgehen wird.“ Zwei Monate — das wären 2 1/2 Millionen Sovereigns und ein enormer Zeitverlust gewesen. Die Bank von England bekam Angst. Deshalb las man in sämtlichen Abends- und Morgenblättern, daß sie in Zukunft die Papiere des Hauses Rothschild annehmen werde, wie ihre eigenen.

Die Seeschlange.

Nach dem „Phare de la Loire“ ist die Existenz der Seeschlange allen Ungläubigen gegenüber endlich doch bewiesen, indem eines dieser Thiere todt im Sande gefunden worden. Das Blatt sagt Folgendes darüber: Der Dreimaster „Tocantim“ wollte eben nach Nantes segeln, als ein Bootse eine Rippe dieses Thieres nach Para brachte; dieselbe wurde an Bord des Schiffes genommen, um dem Abderer zugestellt zu wer-

den, der seit dem 8. Dezember in deren Besitz ist. Der Bootse erzählte folgendes Nähere darüber: Das Thier war 126 englische Fuß, ungefähr 35 Meter lang; der Schwanz allein hatte 60 Fuß Länge; der Kopf, der zum Theil vom Sande bedeckt war, maß 4—5 Meter, und hatte etwa die Form eines Kaimankopfes, war aber nicht ganz so spitz; statt der Vorderfüße hatte das Thier zwei Schaufeln, die als Schwimmslossen dienten; der untere Theil des Leibes und Schwanzes war mit schuppigen Quersstreifen versehen. Sie konnte erst seit kurzer Zeit todt sein, denn sie war beinahe unversehr, als sie ans Land geworfen wurde. Die Bewohner von Solimas haben sogar versucht, Del aus ihr zu gewinnen. Die Rückenwirbel waren so groß, daß sich jene Leute aus jedem derselben einen Sitz zum alltäglichen Gebrauch machten. Man kann sich übrigens von der Ausdehnung dieses wunderbaren Reptils nach der einen seiner Rippen einen Begriff machen, welche nach Nantes gebracht worden, und die noch dazu eine der kleinsten ist; sie ist 3^{as} M. lang (10—11 Fuß). Man schreibt, daß die größten Rippen wenigstens doppelt so groß sind, und daß man im Sinn hat, einige derselben mit dem ersten Schiff zu schicken, das von Para für unsern Hafen in See geht. Dieses Thier scheint eher den Reptils-Amphibien, als den Fischen anzugehören, und Alles läßt voraussehen, daß es aus den der Loulé-Vai nahegelegenen Sümpfen gekommen, in die sich verschiedene große Flüsse ergießen, oder auch aus dem Amazonenstrom; doch beweist nichts, daß dasselbe nicht auch die hohe See zu seinem Tummelplatz gemacht.

Literatur.

Illustrirtes Familienbuch des österr. Lloyd.

Das eben erschienene 2. Heft des vom österr. Lloyd in Triest herausgegebenen illustrierten Familienbuches reiht sich durch Reichhaltigkeit und Gediegenheit des Inhalts würdig an seine Vorgänger an. Je nach Geschlecht, Stand und Alter wird jeder Leser irgend etwas daran finden, was ihn belehrend oder unterhaltend anzieht. Wir erwähnen nur das sinnige Gedicht von Fr. Halm „Die Glocken von Limerick“, „die Walballa“ von J. G. Kohl, „die Jagd in Ober-Ägypten“ von Fr. Gerstäcker, „das Haschisch“ von Dr. Th. Joh. u.; auch die dem Haushalt und den Gewerben gewidmete Rubrik ist durch gemeinnützige Mittheilungen von W. Hamm diesmal besonders reichlich bedacht. Unter den drei Stabstücken: „Der Plagregen“, „Moriz von Schwind“ und „Walballa“, hat uns das erstere Bild, drei reizende Mädchen, die sich unter einem Regenschirm bergen, ganz besonders angesprochen.

Aus dem Traungau. Oberösterreichische Dorf- und Volksgeschichten von K. A. Kaltenbrunner. Wien. Zamarsk & Dittmarsch. 1863.

Der Verfasser, als lyrischer Dichter und durch seine früheren Arbeiten vorthellhaft bekannt, bietet uns da wieder ein empfehlenswerthes Werkchen. Die Erzählungen, durch Frische und Natürlichkeit ausgezeichnet, enthalten getreue Schilderungen des volkstümlichen Lebens im Traungau und werden allen Freunden dieses, durch seine Naturschönheiten so gepriesenen Distriktes Oberösterreichs eine willkommene Lektüre sein. Die Ausstattung des Büchleins ist eine saubere, die eingestreuten Illustrationen sind recht nett.